

Brilliantes Feuerwerk

JONATHAN CRARY: **Aufmerksamkeit. Wahrnehmung und moderne Kultur.** Aus dem Amerikanischen von Heinz Jatho. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 2002. 39,90 EUR, 408 Seiten.

Mit seinem Buch »Aufmerksamkeit« hat der amerikanische Kunsthistoriker Jonathan Crary, Professor an der Columbia University, eine kulturhistorische Studie vorgelegt, die sich mit den Veränderungen des Wahrnehmens im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert beschäftigt. Im Zentrum stehen drei Bilder oder besser drei Maler mit ihrer speziellen Art zu malen und eben auch zu sehen, nämlich Manet, Seurat und Cézanne.

Wer aus diesem Buch Aufschluss über das Wesen der Aufmerksamkeit erwartet, wird enttäuscht. Da wird das erste Kapitel angekündigt mit »Die Moderne und das Problem der Aufmerksamkeit«, und man erwartet, dass die Aufgabenstellung heraus gearbeitet wird. Stattdessen findet man eine ermüdende Kette von Zitaten, die näher oder entfernter etwas mit Wahrnehmung oder Aufmerksamkeit zu tun haben, die zwar mit einem verbindenden Text umgeben sind, die aber nicht interpretiert werden, von denen man also nicht weiß, was sie hier sollen. An den wenigen Stellen, wo die Zitate erläutert werden, bekommt der Text plötzlich Klarheit, und man liest ihn leichter. Sonst quält man sich durch den Text. Und falls man bis zum Ende durchgehalten hat, hat man nichts in der Hand. An diesem Problem hat auch die miserable Übersetzung ihren Anteil. Es ist kein flüssiges Deutsch, was man zu lesen bekommt. Hier eine Kostprobe:

»Die Logik, die dem Kinetoskop und dem Phonographen zugrunde lag – nämlich die Strukturierung der Wahrnehmungserfahrung im Sinne eines vereinzelt statt eines kollektiven Subjekts –, findet heute ihre Entsprechung in der wachsenden Wichtigkeit des Computerbildschirms als dem primären Werkzeug der Distribution und Konsumpti-

on elektronischer Unterhaltungsware.« Da fragt man sich schließlich, ob der Übersetzung den Text verstanden hat.

Die drei Kapitel, in denen es um die drei Maler geht, sind leichter zugänglich. Unter der Überschrift »1879: Die Befreiung des Sehens« wird Manets Bild »Der Balkon« behandelt. Der Text ist eine kluge, mit vielen Zitaten gespickte Umspielung des Bildes. Nicht immer hat es etwas mit dem Bild zu tun, und doch kommt am Ende was fürs Bild dabei heraus. Befreiung des Sehens meint Befreiung vom Vorgegebenen, Festgelegten. Man kann jetzt ins Sehen eingreifen, es zerlegen, in die Details schauen, vervielfältigen, und hat damit die Voraussetzungen für den Film gelegt. Im nächsten Kapitel »1888: Illuminationen der Entzauberung« steht Seurats Bild »Parade de cirque« im Zentrum. Auch hier wird einmal rundum geleuchtet und vorgeführt, worauf der Blick fällt: Hypnose, Weltausstellung, Richard Wagner, Kino. Und langsam schält sich eine Aussage heraus: jetzt wird das Wahrnehmen den Menschen von außen diktiert. Wer sich mit Georges Seurat beschäftigt, sollte an diesem Kapitel nicht vorbei gehen. Es ist ein Kaleidoskop der Kulturgeschichte, aber doch interessant und aufschlussreich.

Das vierte Kapitel »1900: Die Neuerfindung der Synthese« ist Cézanne gewidmet. Zu Beginn wird der Kunsthistoriker Meyer-Schapiro zitiert, der Cézannes Werk eine »Kunst tiefer Aufmerksamkeit« nennt. »Es ist die Kunst eines Mannes, der bei seinen Wahrnehmungen verweilt, der in diese Welt des Auges eintaucht, obwohl er oft aufgewühlt ist. Weil diese Kunst von uns ein langes, konzentriertes Sehen fordert, gleicht sie als Erfahrungsmodus der Musik – nicht als eine Kunst der Zeit allerdings, sondern als eine Kunst, die jene tiefe Aufmerksamkeit verlangt, wie sie nur von bestimmten Werken der großen Komponisten hervorgerufen wird.«

Damit hat der Autor sich eigentlich einen guten Einstieg zu Cézanne verschafft. Leider nutzt er ihn nicht. Stattdessen verfolgt er die Fährte der mechanischen Zergliederung der Seh Wahrnehmung, angefangen bei der Ent-

deckung der Saccaden durch Emile Javal (1878) und weiter durch die Besprechung verschiedener Apparaturen der experimentellen Psychologie. Warum? Weil er, wie sich später zeigt, Cézannes Äußerung vom »Registrierapparat« missversteht und meint, es gehe dem Maler um eine »maschinelle Wahrnehmung«. Ein bloßer Blick auf die Bilder Cézannes würde ihn korrigieren. (Einschlägige Literatur natürlich auch.)

Statt eine Zusammenfassung zu geben, schließt das Buch mit einer amüsanten Episode. Das Ergebnis der langen Untersuchung? Ist nicht recht zu fassen. Irgendwo im wissenschaftlich-erzählenden, von Zitaten gespickten Stil ist es versteckt. Man ahnt es manchmal, bekommt es aber nicht zu fassen. Brilliant wird das Buch im Klappentext genannt. Wenn man darunter ein Feuerwerk mit 90 Seiten Anmerkungen versteht: einverstanden.

Wolfgang-M. Auer

Das Engelhafte im Denken

Wolf-Ulrich Klünker: **Die Erwartung der Engel. Der Mensch als neue Hierarchie.** Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2003, ²2004. 213 Seiten, 18.50 EUR.

Auf den ersten Blick mutet das neue Buch von Wolf-Ulrich Klünker wie eine unmittelbare Fortsetzung der Reflexionen über die Natur der Engelwesen an, die der Autor und Begründer der DELOS-Forschungsstelle für Psychologie (Berlin) im Jahre 1988 in seinem Werk über die Gestalt des Johannes Scotus Eriugena erstmals veröffentlicht hat. »Denken im Gespräch mit dem Engel«, lautete der Untertitel dieser Arbeit, die als zweiter Band in der vom Friedrich-von-Hardenberg-Institut für Kulturwissenschaften (Heidelberg) herausgegebenen Reihe »Beiträge zur Bewusstseinsgeschichte« erschien.

Bei der aktuellen Lektüre zeigt sich im zweiten Hinsene dann allerdings, wie konsequent, bewusst und einfühlsam Klünker seine Forschungen über das Wesen der Engelhierar-

chien in den vergangenen rund fünfzehn Jahren weiter entwickelt hat. Die Studie »Die Erwartung der Engel. Der Mensch als neue Hierarchie« ist viel mehr als nur Fortsetzung. Als Ergebnis eines »durchaus persönlichen Zuganges« ist sie von grundsätzlicher Bedeutung.

Das Buch hat drei Kapitel. Es setzt in der Jetztzeit, beim Menschen, an mit dem Abschnitt »Der Mensch berührt den Engel«. Wie enge Beziehungen zwischen Psychologie, Therapie sowie Natur- und Engelverständnis sich dabei auf tun, mag ein Zitat deutlich machen: »Das psychologische und therapeutische, aber auch ökologische Problem der Gegenwart besteht, so generell und bekannt die Aussage auch erscheinen mag, in dem Herausfallen des Menschen aus dem natürlichen Zusammenhang und damit in der Verselbständigung der Natur und der abschließenden Innenorientierung der menschlichen Seele gleichermaßen«. Der Engel kann hier heilend wirksam werden, doch nur, wenn der Mensch ihn denkt.

Auf diesem Hintergrund führt der Autor in dem Kapitel »Der Engel berührt den Menschen« aus, dass der »Engel ... den Menschen an der Existenzschwelle des Denkens, dort, wo das Denken dem Seelen- und Lebensprozess einverwoben wird« berührt. Als besonders wichtig – gleichsam die Notwendigkeit eines bewusst-angestrebten Verhältnisses des Menschen zum Engelwesen betonend – erscheinen in diesem Kapitel diejenigen Ausführungen, welche Gefahren beschreiben, vor die sich der Engel und der Mensch gestellt sehen, sofern sich der letztere keinen »realistischen Zugang ... zur geistigen Welt« erarbeitet. In diesem Zusammenhang enthüllt sich das nur bedingt Angemessene eines kokettierenden Umganges mit dem Begriff und Wesen des Engels in der Gegenwart sehr klar (Engel-Klischees).

Das erste und zweite Kapitel besitzen je sieben Unterpunkte. Eine Tatsache, die im inneren Kompositionsgesetz des Ganzen dieses bemerkenswerten Buches begründet sein dürfte. Im dritten und letzten Kapitel, »Der Engel im Zeugnis des Menschen«, werden in Auszügen verschriftlichte Engelbegegnungen

von zwölf Denkern – vom Philippus-Evangelium bis zu Rudolf Steiner – vorgestellt und behutsam interpretiert. Einmal mehr zeigt sich dabei, dass antike und mittelalterliche Texte immer wieder aufs Neue zum Sprechen gebracht werden können.

Als Leser wird man »Die Erwartung der Engel« mehrfach zur Hand nehmen (müssen), um die Vielschichtigkeit des in ihr enthaltenen Reichtums an Gedanken und Überlegungen über das Verhältnis des Menschen zur geistigen Welt zu erfassen. Das Buch verspricht auf mehreren Ebenen erheblichen Gewinn. Erstens: Einer raschen und oberflächlichen Lektüre, wie sie der Rezensent im ersten Schritt vollzog, erschließt sich »Die Erwartung der Engel« erst einmal auf der Ebene des Gefühls und der Empfindungen. Klünkers zutiefst der Frage nach dem Wesen der Dinge verpflichteter Stil, der dabei stets eindeutig Position beziehende sprachliche Duktus in der Darstellung, bewirken eine innere Aktivierung im Lesenden und verhindern so eine gedanklich-definitivische Festschreibung der Wirklichkeit des Engels.

Zweitens: »Die Erwartung der Engel« legt dem Leser den meditativ-gedanklichen Vollzug des Mitgeteilten Satz für Satz nahe. Das ist zweifellos sehr mühsam und so gesehen ist das Buch als Handreichung zur übend-meditativen Vertiefung des Erkenntnislebens lesbar. Sätze, wie die folgenden, möge man einmal innerlich in der Seele bewegen (meditatio): »Der Engel ist darauf angewiesen und wartet darauf, sich aussprechen zu können. Der Mensch hat die Aufgabe, das Organ zu bilden, mit dem der Engel vernehmbar wird – auch für den Engel selbst. Denn der Resonanzraum ermöglicht nicht allein, dass der Mensch den Engel vernimmt; sondern in diesem menschlichen Hören erreicht auch der Engel eine Selbstwahrnehmung, die ihm nur auf Erden bereitet werden kann.«

Drittens: Klünkers Buch über die Erwartung der Engel ist ein Schlüssel zum Verständnis der vielen Engelsdarstellungen in der europäischen Kunst. Praktisch alle kunstgeschichtlichen Arbeiten über die Engel – so auch Yves

Cattins und Philippe Faures »Die Engel und ihr Bild im Mittelalter« (Regensburg 2000) – lassen die Frage nach der je abgebildeten Engel-Wirklichkeit offen. Auch diese Bildsprache lässt sich mit dem vorliegenden Arbeitsbuch fruchtbar angehen. Exemplarisch lese man dazu die Bildanalyse- und interpretation ab Seite 158.

Viertens: Es gibt in der vorliegenden Studie nicht wenige Stellen (S. 7, 67, 96 oder 128), an denen Klünker seine Gedanken mit Bedacht ausgehend von der Beobachtung des kindlichen Weltverstehens formuliert. An solchen Punkten erahnt der Leser die lebenspraktische Perspektive, aus der heraus die Studie »Die Erwartung der Engel« erwachsen ist.

Matthias Mochner

Dechiffrierte Architektur

ROLAND HALFEN: **Chartres**. Schöpfungsbau und Ideenwelt im Herzen Europas. Band 2: **Die Querhausportale**. Verlag Johannes M. Mayer, Stuttgart/ Berlin 2003. 488 Seiten mit 251 Abbildungen. 68 EUR. Bei Abnahme aller vier Bände: 62 EUR.

Mit dem vorliegenden Werk über die Querhausportale der Kathedrale von Chartres legt Roland Halfen den nunmehr zweiten Band seiner auf vier Bände angelegten Studie über den einzigartigen Kirchenbau in Chartres vor. Zu Recht wurde die monumentale Chartres-Edition im Jahre 2001, als der erste Band, »Das Königsportal«, erschien von der Stiftung Buchkunst als »eines der schönsten Bücher« in Deutschland ausgezeichnet.

Im Bezug auf das exquisite Layout und die Konzeption braucht das Werk den Vergleich mit den Titeln der großen italienischen Kunstverlage wie Electa oder Edizione Skira (die dreibändige Monografie »Duomo di Modena« von Chiara Frugoni aus dem Jahre 1999 etwa) nicht zu scheuen, was im Falle von Kunstbüchern in der BRD einiges bedeutet, sieht man von Ausnahmen wie dem Hirmer Verlag einmal ab.

Als vorteilhaft erweist sich, dass Halfen Schwarzweiß-Abbildungen den heute bei kunst- und architekturgeschichtlichen Werken üblichen Farbfotografien vorgezogen hat. Der Blick des Lesers für das Wesentliche der aus dem Stein heraus gearbeiteten Formen der Skulpturen wird dadurch geschärft. Das Auge bekommt Ruhe. So entfalten denn diese Fotografien neben dem Text – gewissermaßen in der soliden Art und Weise der frühen Kunstbücher – eine ganz eigene Dynamik, und es bereitet viel Freude, immer wieder zu ihnen betrachtend zurückzugehen.

Dem korrespondiert, dass Halfen aus einem immensen Wissen nicht nur über die Kathedrale selbst, sondern auch über die mittelalterliche Philosophie schöpft – Wissen, das in enger Verbindung mit einer stupenden Detailkenntnis des Alten und Neuen Testaments sowie der patristischen Literatur den Leser in oft kaum für möglich gehaltene – zuweilen auch etwas verwirrende – Bedeutungs- und Interpretationsebenen die Portale des Nord- und des Südquerhauses entlang, hinauf, wieder hinunter – und noch einmal zurück führt. Da der Autor zugleich bestens zu schreiben versteht, lässt sich der Leser gerne in diese gedanklichen Höhen führen, die dabei immer durch ausführliche lateinische Zitate aus den Quellen in rund 858 Fußnoten belegt werden. Die epische Breite, in der Halfen die zwei Haupt- und vier Seitenportale an der Nord- und Südseite der Kathedrale gleichsam dechiffriert, indem er sie Figur für Figur, Stein für Stein, von Archivolte zu Archivolte beschreibt, analysiert und dann interpretiert, führt den Leser ausgesprochen dicht an die Wirklichkeit der Architektur und der Skulpturen von Chartres heran. Vielleicht so dicht, wie bisher noch nie. Wie weit der Autor auf diesem Weg zu gehen in der Lage ist, zeigt sich etwa im Vergleich mit dem ebenfalls sehr tiefeschürfenden Werk »Die Skulpturen von Moissac. Gestalt und Funktion romanischer Bauplastik« von Thorsten Droste aus dem Jahr 1996 (Hirmer Verlag). Konnte Droste seinerzeit überaus einleuchtend die Sinnhaftigkeit einer Interpretation mittelalterlicher Architektur gemäß des vierfachen Schrift-

sinns aufzeigen, so entsteht bei der Lektüre der »Querhausportale« der Eindruck einer enormen inneren Beweglichkeit, mit der sich Halfen in diesen – und weiteren – Sinn-Ebenen forschend hin- und her bewegt. Wer freilich, wie der Rezensent, diese innere Beweglichkeit bisher nur bedingt übend verwirklicht hat, wird dem Autor an vielen Stellen auf seinen Gedankengängen nur mit Mühe folgen. So gesehen stellt Halfens beeindruckender Band große Herausforderungen an die Leser. Ob sich dem Menschen des Mittelalters die Kathedrale von Chartres beim Betreten tatsächlich in der von Halfen dargestellten Komplexität unterschiedlichster Bedeutungen darbot, oder sich die Vielschichtigkeit der Bedeutungen dieses Bauwerks in der von dem Autor praktizierten Weise primär einem auf die Kulturleistungen der Vergangenheit hinblickenden Erkenntnisinteresse der Gegenwart zeigt, diese Frage sei zumindest aufgeworfen. Der Eindruck von der Arbeitsleistung, welche der Autor in diesen zweiten Band erneut investiert hat, ist überwältigend. »Zur methodischen Vertiefung eines eigenen geistigen Zugangs zu Chartres«, wie Wolf-Ulrich Klünker schon mit Blick auf den ersten Band konstatierte, ist auch dieser zweite Band bestens geeignet.

Man darf gespannt sein, ob sich Roland Halfen im Zuge seiner Beschäftigung mit der Kathedrale von Chartres in den zwei folgenden Bänden über die »Architektur und Glasfenster« und »Die Kathedralschule und ihr Umkreis« auch mit der Monografie von Frank Teichmann »Chartres. Schule und Kathedrale«¹ sowie den Ausführungen Wolf-Ulrich Klünkers zu Johannes Scotus Eriugena und dem Verhältnis des Menschen zu den Hierarchien der Engel² ausführlich befassen wird. Im Kontext des zweiten Bandes hätte sich der Rezensent dies – etwa im Abschnitt »Menschen unter Engeln« – schon jetzt gewünscht.

Matthias Mochner

1 Frank Teichmann: *Chartres. Schule und Kathedrale*, Stuttgart 2003.

2 Wolf-Ulrich: *Johannes Scotus Eriugena. Denken im Gespräch mit dem Engel*, Stuttgart 1988.

Ludwig Richter und das Rosenkruzertum

HEINZ DEMISCH: *Ludwig Richter (1803-1884). Eine Revision.* Hrsg. von Christa Lichtenstern. Gebrüder Mann Verlag, Berlin 2003. 443 Seiten, 88 EUR.

Ludwig Richter – wer ihn heute überhaupt noch kennt, der kennt ihn als Zeichner feiner, idyllischer Bildchen in Familien- und Hausbüchern der eigenen Kindheit oder von den Illustrationen zu Grimms Märchen. Und wen haben als Kind diese Bilder nicht in der Seele angesprochen! Weit über hundert Jahre hat er so auf die Gemüter gewirkt. Man sah nur diese Wirkung und hielt ihn für den einfachen Zeichner der Idylle, des Biedermeier. Nun wendet sich der Blick der Kunstwissenschaft aus Anlass des 200. Geburtstages neu auf ihn. Eine Ausstellung in München zeigt die fast vergessenen Gemälde. Hier ist das gewichtige Werk aus dem Nachlass des Kunstschriftstellers Heinz Demisch (1913-2000) gerade rechtzeitig erschienen. Gewichtig ist der Band »Ludwig Richter. Eine Revision« nicht nur äußerlich. Heinz Demisch hat über viele Jahre seines Forscherlebens daran gearbeitet und mit Akribie viel Material zusammengetragen. Man spürt als treibende Kraft das Anliegen, diesen verkannten Künstler zu rehabilitieren und ihm seinen wirklichen Rang zurück zu geben. Und so entsteht wirklich ein neues Bild von Ludwig Richter als einem Künstler, der die zum Herzen sprechende Einfachheit und Unmittelbarkeit nicht einer Primitivität, sondern einem demütigen Verzicht verdankt.

Zunächst wird aufgearbeitet, was zu diesem falschen, verzerrten Bild Ludwig Richters geführt hat. Dabei ist interessant zu verfolgen, wie hier weniger der Blick auf die Bilder und Zeichnungen des Künstlers als vielmehr der Blick auf die Formulierungen der Kritiker-Kollegen das Urteil über den Künstler prägt, sodass eben Urteile nicht gebildet, sondern tradiert werden, ein Phänomen, das man in der älteren Kunstschriftstellerei häufiger fin-

det. Demischs Sprache ist hier und an anderen Stellen manchmal etwas umständlich, manche Stelle ist mit Wiederholungen und zuweilen mit historischen Details überfrachtet. Einen ersten Schwerpunkt bildet die einfühlsame biografische Skizze. Man findet hier Ludwig Richter als einen wachen, gebildeten, weltläufigen Zeitgenossen und erfolgreichen Zeichner, als Akademielehrer, als Reisenden. Vor allem aber findet man ihn als tiefreligiösen, geistigen Sucher, der täglich in Thomas a Kempis »Nachfolge Christi« liest und einen inneren Weg geht, den er vom »bloßen Kopfchristentum« absetzt. Und aus diesem Streben fließt seine Kunst.

Die eigentliche Entdeckung, die Heinz Demisch an Ludwig Richter macht, ist dessen offensichtliche, aber bisher nicht gesehene, Beziehung zum Rosenkruzertum. Er führt sie zunächst an einzelnen Beispielen vor. Und plötzlich entdeckt man mit Heinz Demisch in vielen Holzschnitten Symbole und Embleme der Rosenkreuzer. Aber nicht nur das. Demisch führt auch in die feineren Schichten hinein und zeigt, wie im Bildprogramm vieler Zeichnungen bzw. Holzschnitte rosenkreuzerisches Gedankengut verborgen ist, ja wie manche Darstellung erst vor diesem Hintergrund verständlich wird. Man lese z. B. die aufschlussreiche Interpretation zu dem Blatt »Denn dies ist das Brot Gottes«, die einem Ludwig Richter auf eine neue Weise nahe bringen kann: als nüchternen Mystiker nämlich, dessen Anliegen es ist, den Menschen die tiefe Weisheit zu zeigen, die in allem liegt, was uns vor Augen ist, im Alltag, in der Natur, im Jahreslauf, im Menschenleben, »denn ich hatte meine Lust an der klaren Form, an Sonnenschein und bunter Tageshelle«.

Mit einem Exkurs über die Rosenkreuzer und Freimaurer wird das Bild ergänzt. Wir hören, wie die vielfältigsten menschlichen Beziehungen, in denen Richter stand, fast immer auch Bande innerhalb der rosenkreuzerischen oder freimaurerischen Bewegung waren. Und ganz nebenbei erfahren wir, wer da alles dazugehörte. Freilich lässt sich eine Mitgliedschaft Richters nicht nachweisen. Doch was Demisch vorsichtig und behutsam zusammenträgt, ist

überzeugend genug, sodass es keiner weiteren Beweise bedarf. Und dass Richter über solche Zugehörigkeit nicht sprach, war normal.

Neben diesen historischen Fragen kommt das künstlerische Werk umfassend zu Wort. Dreizehn der Gemälde aus der Frühzeit werden im biografischen Kontext behandelt und interpretiert. Den Holzschnitten, auf die Richter sein künstlerisches Schaffen später bewusst beschränkte und in denen er seine Lebensaufgabe sah, widmet Demisch drei eigene Kapitel. Hier werden die schönsten, ernstesten, heiteren und humorvollen Blätter zu drei dem Künstler wichtigen Themenkreisen zusammengetragen. Zunächst geht es unter dem Titel eines Blattes von 1858 (Es ist so herrlich schön auf Erden) durch den Jahreslauf, dann mit über hundert Blättern durch die vielfältigen Situationen des menschlichen Lebenslaufes. Schließlich folgt ein besonderes, intimes Thema, die Engeldarstellungen, mit einer feinen Analyse der Richterschen Motivwahl und ihrer künstlerischen Quellen.

Wer Demischs Buch über Ludwig Richter studiert, wird einen Künstler kennen lernen, mit dem es sich – für viele sicher überraschend – auch heute noch lohnt zu beschäftigen. Und wer in Zukunft sich über diesen Künstler ein fundiertes Urteil bilden will, kann an diesem Buch nicht vorbei gehen.

Wolfgang-M. Auer

Die Ausstellung »Ludwig Richter – Der Maler« ist noch bis zum 25. April in der Neuen Pinakothek in München zu sehen.

Rationalität des Handelns

THOMAS GIL: **Die Rationalität des Handelns.** Wilhelm Fink Verlag, München 2003. 159 Seiten, 19,50 EUR.

Um Grundprobleme der praktischen Philosophie geht es dem Verfasser in diesem Buch. Welche Fragen damit konkret gemeint sind, verdeutlicht er bereits im Vorwort: »Das menschliche Handeln und dessen Rationalität, die Struktur des Problemlösungsverhaltens intelligenter Lebewesen, die Rolle von

Emotionen bzw. Gefühlen bei Bewertungen, Entscheidungen und Handlungen, einzelne Fragen der konkreten Gerechtigkeit, das Verhältnis von Macht und Moral, die Problematik der Entwicklung des moralischen Bewusstseins sowie die verschiedenen Momente und Komponenten, die ein gutes Leben faktisch ausmachen.«

Zehn mehr oder weniger aufeinander aufbauende Kapitel widmen sich der Reihe nach diesen Fragen, wobei zum Teil mehr begriffsklärend, zum Teil historisch rekonstruierend, oder aber interpretierend vorgegangen wird. Zunächst stellt der Verfasser »Handlungen und Ereignisse« einander gegenüber, wobei er jeden eingeführten Begriff genau definiert. So etwa »Ereignisse« im Unterschied zu »Zuständen«, insofern als Ereignisse immer da auftreten, wo eine Zustandsänderung folgt. Gerne veranschaulicht Gil seine Gedankenketten in Formeln wie $t(E) = \{x \in E \setminus t1 < x < t2\}$.

Gil unterscheidet Handlungen nach eigentlichen und uneigentlichen (Peter war am Montag krank, am Dienstag gesund/ Peter war am Montag krank, am Dienstag ebenso); danach, ob sie mit oder ohne menschliches Handeln geschehen und zuletzt, ob sie unbewusst oder bewusst vollzogen werden. In diesem Buch bezieht er seine Überlegungen nur auf menschliches Handeln, welches bewusst und intentional vollzogen wird, also ein Ereignis ist, da der Handelnde in den Lauf der Dinge eingreift und ihn verändert.

Und auch dieses bewusste menschliche Handeln wird weiter differenziert: in Basishandlungen, vermittelte Handlungen und komplexere Handlungen, welche wiederum entweder zusammengesetzt oder konventionalisiert sind. Voraussetzung für Handlungen sind Absichten, also das, was ich mir vornehme zu bewältigen. Nicht immer kann ich das Beabsichtigte alleine vollziehen; Gil spricht von »Kollektivhandlungen«, wenn mit Hilfe mehrerer Menschen eine Intention verwirklicht wird. So wird ein Urzustand durch die Intervention eines Handelnden in einen veränderten Zustand »danach« versetzt, d.h. die Intervention tut zwei Dinge: die Verhinderung der Fortdauer des Urzustandes und das

Bewirken des Zustandes »danach«. Soweit kann der Handelnde die Folgen seiner Handlung überblicken, nicht aber wenn Folgeereignisse durch den Zustand »danach« eintreten. Dies impliziert, dass Folgen auftreten können, die nicht gewollt waren – der Verfasser nennt als Beispiel u.a. die Ödipus-Tragödie. Die einzelnen Themen, welchen sich Thomas Gil in seinem Buch zuwendet, sind hoch interessant – nicht nur aus philosophisch-wissenschaftlicher Sicht, sondern auch im Hinblick auf den Lebensalltag des Einzelnen und der Gesellschaft. So etwa die Frage nach den oben genannten Handlungsgründen als Motivation für unser Tun, oder die Abhandlung über das Zusammenspiel von Rationalität und Gefühl. Der Autor, Professor für Philosophie an der Technischen Universität in Berlin – neben politischen Theorien liegen seine Schwerpunkte in Handlungs- und Rationalitätstheorien – wirkt auf seinem Gebiet kompetent und souverän, wenn er entsprechende Denker zu den einzelnen Fragen hinzuzieht und gegeneinander abwägt oder selbst interpretiert und bewertet. Zu diesem Themenbereich von ihm bereits erschienen sind weitere Bücher, zuletzt 2002 »Praktische Rationalität und Paradoxien des Handelns«.

Das Buch ist in einem flüssigen Stil verfasst und verständlich geschrieben; die zahlreichen Herleitungen von Begriffspaaren im Vergleich und in Formeln können zum Teil etwas verwirren anstatt zu klären, doch insgesamt ist der Aufbau des Buches logisch und gut nachvollziehbar. Obwohl Gil die einzelnen Fragen bis ins Detail angeht, stellt sich bei manchen Denkergebnissen die Frage, warum hier nicht weiter gedacht wurde bzw. ob ein Gedankengang wirklich bis zu Ende gedacht ist. So z.B. bei einer Gedankenkette, welche die Wichtigkeit von Handlungsgründen betrifft. Gil schreibt, wenn mehrere Wünsche oder Motivationen für Handlungen auftreten und diese nicht miteinander vereinbar sind, setzt sich der schwerwiegendere Grund durch, z.B. – so Gil – häufig bei übergeordneten Interessen gegenüber momentanen Wünschen. Doch geht er nicht weiter auf die qua-

litative Bewertung verschiedener Motivationen ein, etwa in dem Sinn, was ein wirkliches Wollen im Unterschied zu einem nur momentanen Wollen vielleicht aus Bequemlichkeit o. ä. sein könnte. Auch die Frage nach dem Freiheitsmoment bei einem Handlungsgrund bleibt unberührt. Ähnliche Situationen sind mehrfach in Gils »Rationalität des Handelns« zu finden. Nicht zu vergessen das Schlusskapitel mit dem hoffnungweckenden Titel »Rationalität und gutes Leben«, das auch groß angelegt mit einer Gegenüberstellung von Plato und Aristoteles beginnt. Doch was dann folgt, mutet eher erstaunlich als überzeugend an: Wenn es das Ziel sein sollte, in einem guten Leben sich selbst mehr zu fühlen, aus dem nordamerikanischen Ausdruck »to be more real« abgeleitet. Und Gils abschließender Rat an den Leser, einmal »für einen Augenblick« wirklich derjenige zu sein, der wir sein wollen, klingt im Vergleich zu dem sonst eher wissenschaftlichen und sachlichen Stil etwas unpassend.

So bleiben manche Fragen offen. Die trotzdem durchaus lesenswerte Lektüre regt an, sich mit dem Thema der Rationalität des Handelns zu befassen und manches, was dargestellt wird, für sich zu prüfen.

Katia Hornemann

Untergegangene Epoche

AMOS ELON: **Zu einer anderen Zeit.** Porträt der jüdisch-deutschen Epoche, München 2003. 423 Seiten, 24,90, EUR.

In seinem detail- und anekdotenreichen Porträt der »jüdisch-deutschen Epoche« erzählt der Publizist Amos Elon die Geschichte der Juden in Deutschland zwischen 1743 und 1933. Im Herbst 1743 begehrte der spätere »Sokrates von Berlin«, Moses Mendelssohn, Einlass am Rosenthaler Tor, das Juden und Vieh vorbehalten war. Anfang 1933 verließ Hannah Arendt, nachdem sie eine Woche in einer Gestapo-Zelle verbracht hatte, Berlin in der entgegengesetzten Richtung.

Diese beiden Episoden umrahmen die Geschichte der Juden in Deutschland, die von Elon als eine beispiellose Geschichte des sozialen und kulturellen Aufstiegs erzählt wird, die in einer Katastrophe endete. Und in der Tat: Wenn man die Situation der Juden in den deutschen Ländern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der zu Beginn des 20. Jahrhunderts vergleicht, kann man Elon nur zustimmen. Mendelssohn erschien seinen Zeitgenossen noch wie ein »nie gesehenes Sagentier« und bezeugte durch seine literarische Produktivität, die seiner weitgehenden Zuwendung zur damaligen Elitkultur entsprang, doch nur, dass Juden ebenso zu philosophischen und literarischen Glanzleistungen imstande waren wie Nichtjuden. Aber gerade das war in einer Zeit, in der soziale Ausgrenzung zur Normalität gehörte, das Außerordentliche.

Moses Mendelssohn und die jüdische Aufklärung

Mendelssohn, der durch seine Werke über die Unsterblichkeit der Seele und seine ästhetischen Schriften berühmt wurde, hielt an der Gültigkeit des mosaisch-halachischen Gesetzes fest und leitete dennoch eine Entwicklung ein, die sich bereits an seinen Kindern zeigte. Von sechsfünfzig seiner Nachkommen waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts gerade noch vier bekennende Juden. Als der letzte von ihnen starb, erlebten die angereisten Trauergäste zum ersten Mal in ihrem Leben den jüdischen Begräbnisritus. Allein aus dieser Beobachtung lässt sich ersehen, daß die Geschichte der Juden in Deutschland (übrigens auch in den anderen mittel- und westeuropäischen Ländern) eine Geschichte der Säkularisierung und Assimilation war. Schon Mendelssohns Kinder und Schüler betrachteten das traditionelle Judentum als »eine Art Relikt aus der Steinzeit der Religionen«. Von den achtzehn bekanntesten Jüdinnen, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen Salon führten, konvertierten siebzehn zu einer der christlichen Konfessionen.

Der Weg der deutschen Juden zur Integration führte aus dem Ghetto in die Welt der Bildung. An die Stelle der traditionellen religiösen Observanz trat das Bildungsideal, das Goethe in seinem »Wilhelm Meister« beschrieben hatte. Mit derselben Hingabe, mit der sich fromme Juden einst im Ghetto dem Studium des Talmud hingegeben hatten, sogen sie nun die säkulare Kultur und Bildung in sich auf und stachen – wie Heine und Börne – bald durch einzigartige Leistungen hervor, die die Blicke aller auf sich zogen. Die gesellschaftlichen Einschränkungen drängten viele von ihnen in freie Berufe, waren doch der Staatsdienst und das Bildungswesen den alten christlichen, aristokratischen und neuen bürgerlichen Eliten vorbehalten.

Wer aber konvertierte, dem standen praktisch alle Tore offen. Julius von Stahl, ein zum Protestantismus konvertierter Jude, wurde zum Cheftheoretiker des christlichen Staates und war nach 1848 Wortführer der Konservativen im preußischen Herrenhaus. Neben ihm wirkten zwei andere Juden führend in politisch-ideologischen Strömungen: Johann Jacoby bei den Liberalen und Karl Marx bei den Sozialisten. Noch Ludwig Jacobowski sollte sich Ende des 19. Jahrhunderts in einer umfangreichen Studie mit Stahls Begründung der Unvereinbarkeit von Judentum und Staatsdienst kritisch auseinandersetzen. Es ist kein Wunder, dass Angehörige einer Bevölkerungsgruppe, die sich trotz ihrer herausragenden Fähigkeiten von gesellschaftlichen Aufstiegschancen ausgeschlossen sah, besonders mit den emanzipatorischen politischen Strömungen sympathisierten. Daraus erklärt sich sowohl das überproportionale Engagement von Juden in der liberalen Revolution von 1848, als auch deren Zuwendung zur sozialistischen Bewegung und die prominente Rolle, die sie in den revolutionären Umwälzungen am Ende des I. Weltkriegs spielten.

1848 erhofften sich viele Juden mehr als bloß die »bürgerliche Verbesserung«: sie erhofften sich die völlige rechtliche und bürgerliche Gleichstellung, sie erhofften sich jene Normalität eines säkularen Lebens, für das sich bereits Mendelssohns Schüler eingesetzt hat-

ten. Deswegen war es kein Zufall, dass an der Spitze der Delegation des Frankfurter Parlaments, das dem preußischen König die Kaiserkrone einer konstitutionellen Monarchie antrug, ein Jude stand. Leopold Zunz, der einst zu den Mitbegründern der Wissenschaft des Judentums gehört hatte, rief bei einer Versammlung in Berlin der versammelten Menge zu: »Das Weltgericht naht blutig für die Unterdrücker so vieler Völker ... Die Geldaristokratie, die Bürokratie, die schwarze Pfaffengendarmerie, die Metternich-Diplomatie, alle schüttelt das Fieber, denn der Tag des Herrn naht.« Eine der führenden jüdischen Zeitschriften jubelte 1848 dem Messias der Freiheit zu: »Unsere Geschichte ist beendet. Sie ist in der allgemeinen aufgegangen.« Die Niederschlagung der deutschen Revolution bedeutete auch eine Niederlage für die jüdischen Hoffnungen.

Erst mit der Bezwingung Österreichs bei Königgrätz und der Konstitution des Norddeutschen Bundes sollte sich die rechtliche Situation der Juden in Richtung Gleichberechtigung verbessern. Wesentliche Stützen Bismarcks waren der Bankier Bleichröder, ohne dessen Hilfe der eiserne Kanzler seinen Krieg gegen Habsburg gar nicht hätte führen können und die Nationalliberalen, an deren Spitze wiederum zwei Juden, Ludwig Bamberg und Emil Lasker, standen. Ähnliche Reaktionen wie 1848 rief auch die Reichsgründung 1871 hervor. Der neue Reichstag erklärte alle Benachteiligungen aufgrund der Religionszugehörigkeit für nichtig. Der Altachtundvierziger und politische Emigrant Oppenheim erklärte, mit dem Deutschen Reich sei »den Juden der Messias gekommen«. Zum zweiten Mal bot ein Jude, Édouard Simson, der bereits Mitglied der Delegation von 1848 gewesen war, einem deutschen König die Kaiserkrone an. Aber es fehlte nicht an kritischen Stimmen auf der Gegenseite: Insbesondere Leopold Sonnemann, der Herausgeber eines der führenden liberalen Blätter, der »Frankfurter Zeitung«, kritisierte die scheindemokratische Konstruktion des Reiches, die Annexion von Elsaß-Lothringen, die unweigerlich einen neuen Krieg nach sich ziehen werde und die kon-

servativ-chauvinistische Wandlung des deutschen Nationalismus. Aber selbst Skeptiker wie Sonnemann und Jacoby blickten optimistisch in die Zukunft: Gewährte das Deutsche Reich den Juden doch mehr Schutz als Frankreich, Österreich und England. Verglichen mit Russland und dem Osmanischen Reich war Deutschland geradezu »ein Paradies.«

Beispielloser gesellschaftlicher Aufstieg

Im neuen Reich schritt die Akkulturation und Assimilation rasant voran. »Die Juden waren *die* gesellschaftlichen Aufsteiger in Deutschland«, schreibt Elon kurz und bündig. »Sie dürften den schnellsten und größten Sprung gemacht haben, den je eine Minderheit in der modernen europäischen Geschichte gemacht hat.« Doch bereits 1873 sollte sich das Klima mit dem Börsenkrach, der die längste Rezession des 19. Jahrhunderts einleitete, schlagartig ändern. Bereits vor dieser Katastrophe, bei der zehntausende adlige und bürgerliche Familien ihren gesamten Besitz verloren, war das durch Bestechung und Spekulation zusammengeraffte Imperium des jüdischen Eisenbahnmagnaten Strousberg zusammengebrochen. Kein Geringerer als Emil Lasker hatte damals im Reichstag die dubiosen Praktiken von Strousberg öffentlich geißelt. Das verhinderte aber nicht, dass die Juden in Kollektivhaftung genommen wurden. In der prominenten wirtschaftlichen und sozialen Rolle, die Juden in der Gründerzeit spielten, dürfte der realgeschichtliche Anlass für die Welle des Antisemitismus zu sehen sein, der sich Mitte der siebziger Jahre in Deutschland erhob. »Die Gartenlaube« und die konservative »Kreuzzeitung« gingen voran: »Eine physisch wie psychisch degenerierte Rasse gebietet bloß durch List und Schlaueit, durch Wucher und Schacher über den ganzen Erdball.« 1879 wurde die erste Antisemitenpartei gegründet. Aber bereits in den 80er Jahren ebte dieser Schwall an Judenhass wieder ab. 1884 stach der jüdische Fabrikant und Politiker Paul Singer in Berlin einen bekannten Antisemiten bei den Reichstagswah-

len aus. Die Zeit zwischen 1888 und 1914 war, trotz des – besonders in Österreich – fortwirkenden Antisemitismus ein »goldenes Zeitalter der Sicherheit«, wie Stefan Zweig rückblickend schrieb. Obwohl damals biologische und rassische Theorien zu »Bestandteilen jedes zivilisierten öffentlichen Diskurses« wurden, blühte die Kultur. Das Habsburgerreich mit seiner Hauptstadt Wien erlebte einen beispiellosen Aufschwung künstlerischer Kreativität: die Wiener Kultur war, wie Zweig schrieb, eine »fast ausschließlich vom Wiener Judentum geförderte, genährte und sogar schon selbstgeschaffene Kultur.« Ähnliches wurde später von der Moderne im Deutschen Reich und in der Weimarer Republik behauptet.

Die Selbstamputation Deutschlands durch den Nationalsozialismus

Ausführlich und kenntnisreich beschäftigt sich Elon auch mit dem Zionismus und der Rolle herausragender jüdischer Persönlichkeiten in der Zeit des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Republik. Hier liegt das Augenmerk insbesondere auf Herzl, dessen Ideen in Wilhelm II. Begeisterung hervorriefen, sah er in der Besiedelung Palästinas doch eine Möglichkeit, die Juden loszuwerden. Aber auch das schillernde und tragische Leben Walther Rathenaus erfährt seine Würdigung. Die Rathenaus – Vater und Sohn – gehörten mit Albert Ballin, dem Direktor der Hamburg-Amerika-Linie – der größten Reederei der Welt –, dem Hamburger Bankier Max Warburg und dem Baumwollkönig James Simon zu den so genannten Kaiserjuden, von denen sich Wilhelm II. beraten und verwöhnen ließ. Walther Rathenau hielt den Zionismus für »atavistisch« und meinte: »Die Juden sind kein Volk und werden keines mehr werden.« Doch Rathenau, Gegner des Krieges bis zuletzt, wurde kurz nach dessen Beginn auf sein eigenes Betreiben zum Chef der Kriegsrohstoffabteilung ernannt. Über seine Bedeutung schreibt Elon: »Es steht außer Zweifel, dass Deutschland ohne Rathenau und sein Team von Wissenschaftlern, Ökonomen und

Unternehmern schon nach wenigen Monaten vermutlich hätte aufgeben müssen.« Aber nicht nur bei der Beschaffung von Rohstoffen spielten Juden eine bedeutende Rolle: auch bei der Entwicklung neuer Waffen. Fritz Haber, Kollege Einsteins am Kaiser-Wilhelm-Institut, arbeitete zusammen mit drei anderen jüdischen Wissenschaftlern, James Franck, Richard Willstätter und Max Kerschbaum an der Entwicklung von Senf- und Chlorgas und effizienten Gasmasken. Das berühmteste und populärste Kriegsgedicht, den »Hassgesang gegen England«, verfasste ein jüdischer Lyriker: Ernst Lissauer.

Was könnte besser von der Integration der deutschen Juden zeugen als all diese teils tragischen, teils heroischen Episoden, die nur eine kleine Ahnung von der Bedeutung vermitteln, die jüdischer Geist und jüdische Kreativität für den Verlauf der »jüdisch-deutschen Epoche« besaßen? Was könnte deutlicher das Bewusstsein von der Tragik vermitteln, die der Epochenbruch der Machtergreifung von 1933 bedeutete, den Elon weder für zwangsläufig noch für erklärbar hält? Ebenso beispiellos wie die vorangehende Blüte war auch der Exodus der jüdischen Elite, der auf die Machtergreifung folgte, war die erneute Ausgrenzung, Vertreibung und Vernichtung der jüdischen Intelligenz, jüdischen Lebens. Deutschland hat sich durch den Nationalsozialismus selbst amputiert. Dem physischen Genozid ging ein geistiger voran, von dem sich Deutschland bis heute nicht erholt hat. Wissenschaften, Künste, wirtschaftliches Leben erlitten einen Aderlass sondergleichen. Und alles nur, weil »eine Regierung von regelrechten Verbrechern mit einem charismatischen, Gewalt und Tod predigenden Psychopathen an der Spitze« die Macht in Deutschland usurpiert hatte. Sollte Elon beabsichtigt haben, durch sein Buch nicht nur zu belehren, sondern auch zu rühren, dann ist ihm dies gelungen. Diese Absicht erklärt erst den englischen Titel des Buches: »The Pity of It All.«

Lorenzo Ravagli